

TIEF SITZT DER SCHOCK: Das «Summervögeli» verschwindet! Immerhin ist sein Rückzug in diesem Fall nicht dem Insektensterben geschuldet, es wird auch von keinen asiatischen Invasoren verdrängt wie das einheimische «Mariechäferli». Es ist der allgemeine Sprachwandel, der ihm zusetzt: Das Dialektwort verdrängt der teutonisch gefärbte «Schmätterling». Hatte ihn in einer Befragung vor siebzig Jahren erst jede fünfte Person in der Deutschschweiz gewählt, waren es im Jahr 2020 neun von zehn. Das zeigt ein Nationalfondsprojekt der Universität Bern, und die Verantwortlichen wagen eine Prognose: «Sommervogel» wie «Pfiifalter» dürften Ende dieses Jahrhunderts ganz ausgestorben sein.

Ein ähnliches Schicksal droht vielen Wörtern, etwa im weiten Feld der Kulinarik. Geht es um Essen und Trinken, spielen Erinnerungen und Emotionen mit, und da müsste die Mundart uns eigentlich besonders naheliegen. Gleichzeitig hat sie es schwer in Zeiten, in denen Feinschmecker sich Foodies nennen (was für Dialekt verwöhnte Ohren nach Hinterteilen klingt) und deutsche Markenbotschafter auf allen Kanälen «Lecker!» schreien.

So hat der gute alte «Anke» den Angriff der Margarine vor Jahrzehnten souverän überstanden, doch der sprachliche Verdrängungskampf durch die «Butter» ist in vollem Gange, wie der «Dialäkt-Atlas» der erwähnten Nationalfondsstudie zeigt: In der Befragung 2020 verwendete bei den unter 40-Jährigen gut jede zweite Person «Butter» – siebzig Jahre früher war es knapp jede achte gewesen (wobei damals vor allem ältere Leute einbezogen waren).

#### «BINÄTSCH» REIMT SICH SCHÖN AUF «LÄTSCH»

Und was ist eigentlich mit «Bowèèrli» und «Binätsch»? Als ich ein Dreikäsehoch war und mit Grünzeug wenig bis nichts anfangen konnte, waren das in meinem Zürcher Elternhaus zwei gängige Begriffe für grüne Erbsen und für Spinat. «Binätsch» reimte sich so schön auf den «Lätsch», den ich riss, wenn die verhassten, verkochten Blätter auf dem Teller des Verzehrs harreten. Die wohlklingenden «Bowèèrli» waren mir etwas lieber, auf der Zunge wie im Ohr. Ihr Name ist, wie ich erst viel später lernte, von den französischen «pois verts» inspiriert, ähnlich wie das «Quelleheurettli» meiner Grosseltern, also die von «quelle heure est-il» abgeleitete Uhr.

Mein Gaumen hat sich längst mit fast allem Grünzeugs versöhnt – die alten Dialektbezeichnungen aber nehme ich seltener in den Mund. Wenn ich am Tisch mit Freunden sie darum bitte, mir den «Anke» zu reichen, ernte ich oft fragende Blicke. Auch «Nidel» ist höchstens noch in den Komposita «Nidelzältli» und «Nideltörtli» geläufig; statt «Rüebli» heisst es immer öfter «Karotte» und «Kartoffle» statt «Härdöpfel», so wie «Stäge» durch «Träppe» und «Ross» durch «Pfärd» verdrängt zu werden drohen, ganz zu schweigen von «Bölle». Das ist doch wie Zwiebeln schälen: zum Heulen.

Aber halt, ich habe mir vorgenommen, die Entwicklungen möglichst ohne weinerlichen Unterton festzuhalten – wie auch den Umstand, dass ich als gebürtiger Zürcher in meiner Heimatstadt Zürich bald schon als Rarität gelte. Vielleicht hilft ein Besuch bei Sandro Bachmann weiter, Redaktor des Schweizerischen Idiotikons (so heisst das Dialektwörterbuch wie auch die Institution, die für die Dokumentation des Schweizerdeutschen zuständig ist). Der Sprachwissenschaftler, dessen Wurzeln unüberhörbar im Oberwallis liegen,

beruhigt zunächst einmal grundsätzlich: «Keine Sorge, die Dialekte werden ganz sicher nicht verschwinden, denn wir verwenden sie alle täglich. Und wenngleich es vielen schwerfällt, den Wandel der Mundart zu akzeptieren, ist er ein gutes Zeichen. Er zeigt, dass die Sprache viel gebraucht wird.»

Mit anderen Worten: Tot ist nur, was sich nicht mehr ändert. Allerdings schrumpft der Anteil jener, welche die Mundart mit der Muttermilch einsaugen. Haben regionale Eigenarten überhaupt noch eine Chance angesichts der wachsenden hochdeutschen und englischen Einflüsse, der Zuwanderung aus anderen Ländern und Binnenmigration zwischen den Kantonen? «Das kann zu einer gewissen Vermischung beim Individuum führen», räumt Bachmann ein. «Als Gesamtphänomen würde ich es aber eher als Nivellierung bezeichnen. Sie betrifft vor allem den Wortschatz, da er für die Verständigung zentral ist. Ich selbst wallisere bedeutend weniger, wenn ich in Zürich bin, besonders in Bezug auf die Intonation und den Sprechrhythmus.»

Im Sitz der Idiotikon-Redaktion über dem Zürcher Central ziehen sich die Bücherregale über fünf Räume hinweg: Lexika, Fachbücher, uralte Quelltexte, Mundartliteratur, im Keller ruhen die Periodika. Sandro Bachmann, sagt Ihnen «Bowèèrli» etwas? Ein Lächeln, ein Kopfschütteln: «Noch nie gehört.» – «Binätsch?» Kennt er. Woher? Ein Stöhnen: «Seit ich beim Idiotikon arbeite, weiss ich noch weniger, ob mir ein Wort aus meinem eigenen Dialekt bekannt ist oder woher auch immer.»

Schon über 160 Jahre dauert die Arbeit an diesem Opus magnum, das der Männedorfer Privatgelehrte Fritz Staub initiierte. Im Grunde ist sie nie abgeschlossen, die ersten Idiotikon-Bände etwa bedürften vieler Nachträge, die in einem Kasten lagern. Und doch steht die Sammlung, die auf der Basis schriftlicher oder mündlicher Quellen den Wortschatz bis zurück ins Hochmittelalter spiegelt, kurz vor der Vollendung: Man ist beim Buchstaben Z angelangt, Bachmann stellt gerade den Artikel zu «Zoll» fertig. Er schlägt unter dem Stichwort «grüne Erbsen» nach – und findet tatsächlich einen Eintrag für «Bowèèrli», samt ein paar uralten Nachweisen aus dem Aargau, dem Appenzellischen, aus Basel, Graubünden, Luzern, dem St. Galler Rheintal. Bald gilt es wohl ein Grabkreuz hinter das Wort zu setzen.

Nun gut, auf Speisekarten in Zürcher Restaurants findet man «Chäschüechli» «Ghackets mit Hörnli», «Züri Gschnätzlets», «Öpfelchüechli». Und die Renaissance regionaler Küchen hat ein paar Wirtsleute zu Experimenten mit dem Dialekt verführt, etwa im «Rechberg», der vor einigen Jahren von spanisch auf heimisch umsattelte und die Karte zumindest am Anfang ganz in Mundart hielt. Da fanden sich dann Gerichte wie «saftig grilierte Chicoree mit Öpfelanke Paste und eme Salat us Brunnenkresse und Chatzeseicherli». Dass Letztere für Americano-Trauben stehen, dürften noch manche wissen, die längst «Erbsli» sagen statt «Bowèèrli».

#### DER SIEGESZUG DES LÖWENZAHNS

Wie sich die Mundart vor siebzig, achtzig Jahren präsentierte, spiegelt der achtbändige «Sprachatlas der deutschen Schweiz». Er führt aufgrund von Befragungen in den 1940er und 1950er Jahren anhand ausgewählter Beispiele die alemannischen Mundarten grafisch vor Augen und liegt nun in vollständig digitalisierter Form vor: Das Idiotikon-Team macht ihn auf